

Zur Verständigung auf eine europäische Leitkultur

Integration braucht Identifikation

Helmut Stahl/Edmund Heller

Grundlegend in unseren Integrationsdebatten ist die Unterscheidung zwischen der aufnehmenden Gesellschaft und den Zuwanderern. „Aufnehmende Gesellschaft“ – das hört sich unpersönlich an, als wäre es eine gesichtslose Instanz. Das ist sie nicht. Die aufnehmende Gesellschaft, das sind *wir*: wir Nachbarinnen und Nachbarn, wir Schülerinnen und Schüler, wir Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen und so fort. Wir geben der aufnehmenden Gesellschaft Gesicht und Persönlichkeit, unser Gesicht, unsere Persönlichkeit.

Wer zählt zum „Wir“ der aufnehmenden Gesellschaft? Danach gefragt, werden die meisten sagen: „Kommt drauf an ...“ Worauf kommt es an? Was verbindet uns zum „Wir“ der aufnehmenden Gesellschaft? Was macht unsere Identität aus? Welche Einstellungen und Haltungen muss jemand haben, was tun, wozu sich bekennen, um zu uns, um dazugehören? Denn darum geht es doch bei Integration, ums Dazugehören.

Eine überzeugende Antwort auf diese Fragen fällt uns bemerkenswert schwer. Aber Ausweichen ist nicht erlaubt. Denn Ausweichen heißt, die Zuwanderer im Unklaren darüber zu lassen, wohinein wir sie integrieren wollen, wohinein sie sich integrieren sollen. Man kann nicht Integration erwarten und sich zugleich weigern zu sagen, was das „Wohinein“ bedeutet. Wir müssen klären und aussprechen: Wer sind wir, was sind wir? Das ist ein Kompass, der uns wie den Zuwanderern erst Orientierung gibt.

Lange Zeit haben viele bei uns in der Unklarheit einen Beweis von Liberalität, von Menschlichkeit gesehen. Den Zuwanderern gegenüber keine Erwartungen und Interessen zu äußern und auf Anpassungs- und Eingliederungsmaßnahmen zu verzichten galt ihnen als Fortschritt in Richtung einer multikulturellen Gesellschaft.

Das ist vorbei. Jetzt dämmert es in immer mehr Köpfen, auf was für einen Irrweg diese gleichgültige Haltung geführt hat. Ihr Ergebnis ist eine Gesellschaft, in der auf der einen Seite immer mehr Zuwanderer auf die Verliererstraße geraten sind, sich abkapseln, sich ausgrenzen, sich um Lebenschancen gebracht fühlen und in der auf der anderen Seite Fremdenfeindlichkeit zu- und Integrationsbereitschaft abnimmt. „Multikulturelle Gesellschaft“ – die Wendung klingt mehr und mehr nach unterlassener Hilfleistung. Es ist nicht gut, nicht human, kein Ausweis von Respekt vor fremden Kulturen, wenn von den Menschen, die zu uns kommen oder gekommen sind, nichts gefordert, nichts erwartet, ihnen nichts zugemutet wird. Sie werden auf diese Weise nur vor den Kopf gestoßen und alleingelassen.

Wir müssen aufhören, in scheinbarer Liberalität um den Kern des Problems herumzureden. Der Kern des Problems ist: Integration geht nicht ohne Identifikation. Wenn Integration erwartet und gefördert werden soll, dann wird die Identifikation mit unserer Kultur, Identifikation mit unserer gesellschaftlichen und

staatlichen Verfassung, Identifikation mit unserer Art zu leben erwartet und gefordert.

So zu denken erscheint vielen als Zumutung, gar als Tabuverletzung. Die hitzigen Debatten um den Begriff der Leitkultur zeigen das jedes Mal neu. Umgekehrt ist zu fragen: Ist es wirklich eine Zumutung, sich in unsere Kultur, unsere gesellschaftliche und staatliche Verfassung, unsere Art zu leben integrieren und sich damit identifizieren zu sollen? Sind wir selbst von der menschlichen oder humangen Qualität unserer Kultur, unserer gesellschaftlichen und staatlichen Verfassung, unserer Art zu leben so wenig überzeugt, dass wir meinen, Integration und Identifikation nicht einmal von denjenigen erwarten zu dürfen, die bei uns eine neue Heimat finden wollen? Es sollte kein Anstoß daran genommen werden, dass von den Zuwanderern Identifikation erwartet wird. Anstoß sollte man daran nehmen, dass es so bemerkenswert schwerfällt zu sagen, womit wir Identifikation erwarten. Die vermeintliche Zumutung, gar Tabuverletzung fällt auf uns zurück, nicht auf die Zuwanderer. Wenn wir kein mit der Identifikationserwartung einhergehendes Identifikationsangebot deutlich machen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn Zuwanderer beginnen, Identifikationsangebote religiöser, nationalistischer oder kultureller Art anzunehmen, die nicht leicht mit unseren Identifikationserwartungen vereinbar sind.

„Das Band, das uns zusammenhält“

Noch einmal also: Was verbindet uns zum „Wir“ der aufnehmenden Gesellschaft? Was macht unsere Identität aus? Wo hinein soll Integration erfolgen, womit schließlich Identifikation? Erlaubt sei zunächst das Experiment mit einigen offensichtlich untauglichen Antworten.

Muss Integration in eine bestimmte religiöse Bekenntnisgemeinschaft hinein erfolgen? Muss man beispielsweise rö-

misch-katholisch werden, um dazuzugehören? Nein, gewiss nicht. Millionen von Mitbürgerinnen und Mitbürgern würden willkürlich ausgegrenzt: Mitglieder evangelischer Kirchen, Juden, Muslime, Orthodoxe, Neuapostolische, Altkatholiken, Mennoniten, Mormonen, Sikhs, Buddhisten, Hindus, Pfingstler, Quäker und viele andere, schließlich alle Agnostiker und Atheisten.

Verlangt Integration die Übernahme einheitlicher Sitten und Gebräuche, beispielsweise beim Sich-Kleiden oder beim Essen? Was für einheitliche Sitten und Gebräuche? Bei uns darf jeder essen, was und wann er will: vegan, vegetarisch, fleischlich; koscher oder nicht; chinesisch, libanesisch, bayerisch, italienisch, türkisch, japanisch und so weiter; im Schnellrestaurant oder festlich zubereitet.

Und was ist mit der Kleidung? Manche Firmen haben Krawattenzwang oder Zwang zu gedecktem Anzug, in Schulen wird neuerdings über Bauchfreiheit diskutiert und, aus sozialen Gründen, über die Einführung von Schuluniformen, beim Kirchgang, beim Opern- oder Theaterbesuch, bei festlichen Anlässen gibt es Üblichkeiten. Aber im Allgemeinen ist erlaubt, was gefällt.

Verlangt Integration, dass bestimmte gemeinschaftsstiftende Traditionen eingebüttet, bestimmte „nationale Erbschaften“ angetreten werden? – Welche Traditionen, welches Erbe? Volkslieder gibtes, aber Lieder des Volkes sind sie nicht mehr wirklich. Sie führen ein schattiger gewordenes Dasein neben Pop, Ethno-Rock, Latin-Rock, Deutsch-Rock, Rap, Worldmusic, Schlager. Unsere Theater-Festivals sind international, auf den Bühnen und in den Konzertsälen kann angeschaut und gehört werden, was die Welt künstlerisch zu bieten hat.

Wir wollen das nicht fortführen. Es geht uns um die Bekräftigung eines Sachverhalts, den im Grunde jedermann kennt: Unsere Gesellschaft ist in einem Ausmaß

*Strahlende Gesichter beim Karneval der Kulturen in Berlin Ende Mai 2007:
Mehr als neunzig Gruppen aus siebzig Nationen zogen
bei dem traditionellen Umzug durch die Straßen.*

© picture-alliance/dpa, Foto: Stephanie Pilick



bunt und vielfältig geworden, dass es aussichtslos ist, ihre Identität oder Einheit in Konfessionszugehörigkeiten, in überkommenen Sitten und Gebräuchen oder in Traditionen des künstlerischen Ausdrucks ausmachen zu wollen. Wenn wir dort das Band suchen, das uns zusammenhält, dann werden wir nicht fündig. Und damit – kaum nötig, es zu betonen – wenden wir uns selbstverständlich nicht gegen die positive und gemeinschaftsbildende Kraft von Sitten, Gebräuchen und Traditionen.

Dynamik der Freiheit

Nichts anderes als diese Buntheit und Vielfalt ist gemeint, wenn von der pluralistischen oder individualistischen Gesellschaft die Rede ist. Pluralismus oder Individualismus sind kennzeichnend für „moderne“ Gesellschaften, die sich da-

durch von „traditionellen“, nämlich stark traditions- und konventionsgebundenen Gesellschaften unterscheiden. Die Dynamik hinter Pluralismus und Individualismus ist die Dynamik der Freiheit. Sie ist als persönliche Freiheit oder Freiheit des Einzelnen immer auch Freiheit gegenüber Traditionen und Konventionen. Man kann sie sich zu eigen machen, muss es aber nicht. Deshalb sprechen wir statt von modernen Gesellschaften gleichbedeutend auch von freiheitlichen Gesellschaften. Diese moderne, freiheitliche Gesellschaft wollen wir.

Für viele Zuwanderer aus eher traditionell geprägten Gesellschaften oder Gemeinschaften ist die freiheitliche Gesellschaft eine ungeheure Herausforderung. Ihnen wird eine Umstellung ihrer Haltungen und Einstellungen abverlangt, deren Ausmaß und Schwierigkeit uns

oftmals unvorstellbar sind. Wer solche Schwierigkeiten zu bewältigen hat, braucht Hilfe und Unterstützung. Erziehung und Wertevermittlung zum Beispiel sind für uns nicht leichter geworden in Zeiten, in denen Gewaltdarstellungen, Pornografie und Geschmacklosigkeiten aller Art Kinder und Halbwüchsige übers Internet und übers Handy erreichen. Um wie viel schwerer muss das Zurechtfinden in unserer Lebenswelt denjenigen fallen, die aus traditionell geprägten Gesellschaften kommen? Wir müssen uns um sie kümmern. Das ist eine Frage der Integrationskultur. In einer Gesellschaft, in der jeder sich kleidet oder entblößt, wie er es für modisch hält, ist es bemerkenswert, dass das Tragen eines Tschadors die Zeitungsseiten füllt, aber vergleichsweise wenig darüber nachgedacht wird, wie man gemeinsam und solidarisch mit den psychischen Belastungen und Zerreißproben zwischen Tradition und Moderne umgehen kann, die es in vielen Zuwandererfamilien unvermeidlich gibt.

Mit jeder gelungenen Integration von Zuwanderern wird unsere Gesellschaft ein Stück bunter und vielfältiger. Durch Integration ändert sich das Gesicht der aufnehmenden Gesellschaft. Es ist heute ein anderes als vor zwanzig Jahren und in zwanzig Jahren wiederum ein anderes. Es hat keinen Sinn, die Vielfalt, die zum einen durch Zuwanderung, zum anderen durch unsere zunehmend globale Orientierung in unsere Gesellschaft gekommen ist, wieder aus ihr herausrechnen zu wollen. Das Ergebnis wäre ein Konstrukt, das mit der Lebenswirklichkeit in unseren Familien, Schulen, Betrieben, Städten und Dörfern nichts zu tun hat. Das „Wir“ der aufnehmenden Gesellschaft schließt alle ein, die integriert sind. Wir sollten anfangen, dieser Tatsache auch in unserem alltäglichen Reden Rechnung zu tragen. Es ist schädlich für unsere Integrationskultur, wenn bei uns Menschen, die jahrzehntelang mit uns leben, als „Türken mit

deutschem Pass“ oder „Libanesen mit deutschem Pass“ oder „Syrer mit deutschem Pass“ tituliert werden. Es sind Deutsche – mit türkischer oder libanesischer oder syrischer Herkunft.

Kraft der Verfassung

Heißt das alles nun, dass es sinnlos ist, nach der Identität freier oder moderner Gesellschaften wie der unseren zu fragen? Heißt es, dass es gar kein Band gibt, das uns zum „Wir“ der aufnehmenden Gesellschaft verbindet?

Nein, es heißt nur, dass wir das Band anderswo als in allgemein verbindlichen Konfessionen, Sitten, Gebräuchen oder Traditionen suchen müssen. Es geht nicht um die Frage: Welche Religion, welche Sitten und Gebräuche, welche Traditionen stiften die Einheit unserer Gesellschaft? Zu fragen ist: Wie gelingt es uns, trotz verschiedener religiöser Bekenntnisse, trotz unterschiedlicher Sitten und Gebräuche, trotz des Verbindlichkeitsverlustes überkommener Traditionen Einheit zu schaffen, vielleicht sogar eine immer neue, und sie zu wahren?

Die nächstliegende Antwort darauf ist recht einfach: Es gelingt uns, weil wir uns aus Freiheit eine Verfassung und Gesetze gegeben haben und weiterentwickeln, mit denen wir unsere individuelle Freiheit so begrenzen, dass sie mit der Freiheit des je anderen zusammen bestehen kann.

Für die Frage nach unserer Identität ist nun die Betonung eines Umstandes wichtig, der wegen seiner scheinbaren Selbstverständlichkeit normalerweise nicht mehr betont wird. Gemeint ist der Umstand, dass *wir selbst* uns aus Freiheit die Verfassung und die Gesetze gegeben haben und ständig neu geben. „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen, von dem Willen beseelt, als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen, hat sich das Deutsche Volk kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt die-

ses Grundgesetz gegeben.“ So beginnt die Präambel unserer Verfassung. Das besagt: Niemand anderes hat uns das Grundgesetz gegeben, auch nicht Gott. Wir können niemanden außer uns selbst dafür verantwortlich machen. Wir setzen die Grenzen und die Regeln unserer Freiheit selbst.

Wer zum „Deutschen Volk“ gehört, ganz gleich welcher Herkunft er ist, ist Teil einer staatlichen Gemeinschaft, die sich selbst konstituiert, indem sie sich kraft ihrer eigenen verfassungsgebenden Gewalt ein Grundgesetz und Gesetze gibt, die die Freiheit des Einzelnen begrenzen und das Zusammenleben regeln. Verfassungspatriotismus ist der berechtigte Stolz auf diese Autonomie. Es ist richtig, ja zwingend, die Zuwanderer für diesen Verfassungspatriotismus zu gewinnen und zu begeistern. Es ist das vornehmste Integrationsangebot, das wir Zuwanderern machen können, ja müssen, Teil einer autonomen Gemeinschaft zu werden, die sich aus Freiheit selbst die Gesetze des Zusammenlebens gibt.

Wir dürfen allerdings erwarten, dass dieses Angebot auch angenommen wird. Man kann nicht Teil dieser autonomen Gemeinschaft sein wollen und gleichzeitig Gesetze für verbindlich erklären, die den Gesetzen widersprechen, die sie sich gegeben hat. Die religiöse Pflichtenlehre des Islam beispielsweise, die Scharia, ist ein Gesetzeswerk, das diese Gemeinschaft sich nicht gegeben hat und sich verfassungsgemäß auch nicht geben kann. Zwangsheiraten, Strafen wie die Steinigung, Vielehen oder Ehrenmorde sind gesetzeswidrig; wir wollensie nicht, wir dürfen sie nicht wollen.

Verfassungspatriotismus als Ausdruck der Identifikation mit unserer Gesellschaft erscheint vielen als eine Halbheit, die zu einer Ganzheit erst wird, wenn sie um das Bekenntnis zu dem Welt- und Menschenbild ergänzt wird, das unserer Verfassung zugrunde liegt. Die Überlegung dahinter

ist, dass unsere Verfassung von kulturellen Voraussetzungen lebt, die sie nicht selbst schafft, und dass sie mit Leben nur erfüllt bleiben kann, solange auch diese kulturellen Voraussetzungen lebendig bleiben.

Christlich-jüdische Kulturgeschichte

Für die Integrationsdebatte liegt Brisanz in dieser Überlegung. Denn auf die Frage, welches die kulturellen Voraussetzungen unserer Verfassung sind, wird in verschiedenen Variationen immer dieselbe Antwort gegeben: Es ist das Welt- und Menschenbild der jüdisch-christlich-humanistischen Tradition. In äußerster Verkürzung wird vom christlichen Welt- und Menschenbild gesprochen, das die europäische oder westliche oder abendländische Kultur bestimme. Demnach wäre, so könnte argumentiert werden, die Identifikation mit unserer Verfassung und die Integration in unsere Gesellschaft in einer entscheidenden Hinsicht für Nicht-Chris-ten unmöglich.

Die Argumentation wäre falsch. Es sollte nicht so getan werden, als gäben wir schlicht und einfach ein religiöses Bekenntnis ab, wenn wir unsere Kultur heute aus ihrer zweitausendjährigen Geschichte heraus „christlich“ nennen. Das wäre nicht nur historisch falsch. Es wäre auch ein falsches Selbstverständnis. Die Größe und unveränderte Attraktivität dieser Kulturgeschichte liegen in dem spezifischen, vielleicht einzigartigen Verhältnis des Glaubens von Judentum und Christentum als religiösen Bekenntnissen einerseits und der Vernunft anderseits. So ist die Theologie des Juden- und des Christentums – als kritische Auslegung und Interpretation der überlieferten Texte – immer eine argumentierende gewesen, eine Lehre von Gott, die sich mit der Kraft des Arguments an die Vernunft wendet, die zu überzeugen versucht.

Diese Einzigartigkeit hat dazu geführt, dass die Grundüberzeugungen unserer

Kultur von der Freiheit, Gleichheit, Einzigartigkeit und Würde jedes Menschen Überzeugungen sind, für deren Gültigkeit nicht allein mit Glaubensgründen, sondern mit Vernunftgründen argumentiert werden kann. Deshalb konnten die aus der jüdisch-christlichen Tradition stammenden Grundüberzeugungen unserer Kultur zugleich zu den Überzeugungen werden, denen universale Gültigkeit zugesprochen wird – etwa in der Charta der Vereinten Nationen. Man muss – so paradox sich das anhört – nicht Christ im konfessionellen Sinn sein, um die Grundüberzeugungen des christlichen Menschenbildes zu teilen.

Dementsprechend ist auch der Begriff der „Christlichkeit“ in unserem Kulturräum längst säkularisiert. Wir haben im Alltag nicht das mindeste Problem damit, beispielsweise Handlungen der Solidarität nach dem biblischen Vorbild des Samariters „christlich“ zu nennen, ohne irgendetwas über die religiösen Überzeugungen des Handelnden zu wissen. In diesem Sinn christlich zu sein ist kein Privileg von konfessionellen Christen. Es ist eine Verbindlichkeit, die sich Menschen als Menschen auferlegen sollen – ganz gleich, ob sie Christen, Muslime, Buddhisten oder Hindus sind.

Statt darüber nachzudenken und daraus die Konsequenzen zu ziehen, wird ohne Sinn und Verstand von einem „Kampf der Kulturen“ geredet, womit im Wesentlichen ein „Kampf der Religionen“ gemeint ist. Statt verbaler Aufrüstung ist verbale Abrüstung nötig. Wer die westlichen Werte verteidigt, führt keinen Religionskampf. Und nach allem, was wir wissen, führen auch diejenigen, die im Namen Gottes gegen die westlichen Werte zu Felde ziehen, den Namen Gottes nur missbräuchlich im Mund. Wenn es einen Kampf gibt, dann ist es nicht ein „Kampf der Kulturen“, sondern ein Kampf um Kultur, nämlich um die Achtung der Werte, die wir christlich nennen, deren

Verbindlichkeit aber von keiner bestimmten Religionszugehörigkeit abhängt.

Wir sehen deshalb keinen Grund, weshalb sich Muslime nicht mit den kulturellen Grundlagen unserer Verfassung sollten identifizieren können. Muslimischem Dogmatismus mit christlichem Dogmatismus begegnen zu wollen wäre ein verhängnisvoller Irrtum über die Grundlagen unserer Kultur.

Die Frage nach den kulturellen Grundlagen unserer Verfassung berührt die Frage nach der Leitkultur. Die Verständigung auf die kulturellen Grundlagen unserer Verfassung ist die Verständigung auf unsere Leitkultur. Das Bekenntnis zu dieser Leitkultur muss von jedem erwartet werden, der dauerhaft bei uns leben will. Schwieriger erscheint die Frage einer deutschen Leitkultur. Und zwar erscheint sie nicht deshalb schwieriger, weil zu streiten wäre, dass es eine spezifisch deutsche Ausprägung der kulturellen Grundlagen unserer Verfassung tatsächlich gibt. Wer wollte leugnen, dass es trotz aller kulturellen Nivellierungen in der globalisierten Welt nach wie vor so etwas wie „Nationalcharaktere“ der Deutschen oder Italiener oder Polen und so weiter gibt? Ihr Verschwinden wäre nicht wünschenswert; es wäre ein ungeheuerer Verlust an kulturellem Reichtum in der Welt. Aber wo hilft die Frage nach einer spezifisch deutschen Leitkultur in der Integrationsdebatte weiter? Die Aneignung von spezifisch deutschen Ausprägungen der europäischen Kultur ist wünschenswert, aber für Integration nicht konstitutiv. Wesentlich sind das Erlernen der deutschen Sprache und das allmähliche Einleben und Einfühlen in unsere Lebenswelt, die zugleich eine immer europäischere wird. In der Integrationsdebatte ist es hilfreicher, von einer europäischen Leitkultur zu sprechen. Es ist die Leitkultur, die in der hoffentlich bald verabschiedeten Europäischen Verfassung Ausdruck findet.